

Schriften des Historischen Kollegs

Herausgegeben
von der
Stiftung Historisches Kolleg

Dokumentationen

3

Leopold von Ranke

Vorträge anlässlich seines 100. Todestages

**Gedenkfeier
der Historischen Kommission bei der
Bayerischen Akademie der Wissenschaften und
der Stiftung Historisches Kolleg
im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft
am 12. Mai 1986**

München 1987

Schriften des Historischen Kollegs
im Auftrag der
Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft
herausgegeben von
Horst Fuhrmann
in Verbindung mit
Knut Borchardt, Lothar Gall, Alfred Herrhausen, Karl Leyser, Christian
Meier, Horst Niemeyer, Arnulf Schlüter, Rudolf Smend, Rudolf Vierhaus
und Eberhard Weis

Geschäftsführung: Georg Kalmer
Redaktion: Elisabeth Müller-Luckner

Organisationsausschuß:

Georg Kalmer, Franz Letzelter, Elisabeth Müller-Luckner, Heinz-Rudi Spiegel

Die Stiftung Historisches Kolleg hat sich für den Bereich der historisch orientierten Wissenschaften die Förderung von Gelehrten, die sich durch herausragende Leistungen in Forschung und Lehre ausgewiesen haben, zur Aufgabe gesetzt. Sie vergibt zu diesem Zweck jährlich Forschungsstipendien und alle drei Jahre den „Preis des Historischen Kollegs“.

Die Stiftung Historisches Kolleg wird vom Stiftungsfonds Deutsche Bank zur Förderung der Wissenschaft in Forschung und Lehre und vom Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft getragen.

© 1987. Stiftung Historisches Kolleg, Marstallplatz 8, 8000 München 22.

Gesamtherstellung: R. Oldenbourg Graphische Betriebe GmbH, München

Inhalt

Vorbemerkung 7

Ranke's bayerische Politik – Nationale und weltgeschichtliche Perspektiven

Heinrich Lutz†

Präsident der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 11

Leopold von Ranke – Geschichtsschreibung zwischen Wissenschaft und Kunst

Rudolf Vierhaus

Mitglied des Kuratoriums der Stiftung Historisches Kolleg 31

Vorbemerkung

Am 12. Mai 1986 veranstalteten die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und die Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft gemeinsam eine Gedenkfeier anlässlich des 100. Todestages Leopold von Rankes, der König Max II. von Bayern bei der Gründung der Historischen Kommission beraten hatte und von 1858 bis 1886 deren erster Präsident war, somit am Anfang einer Intensivierung der historischen Studien in München stand, deren Ende bislang das Historische Kolleg als jüngste geschichtswissenschaftliche Einrichtung bildet. Bei der Begrüßungsansprache erinnerte der Bayerische Staatsminister für Unterricht und Kultus, Professor Hans Maier, an diesen bis in die Gegenwart wirkenden historischen Zusammenhang, der auch zu einer organisatorischen und personellen Verknüpfung zwischen beiden Institutionen geführt hat. Die Festvorträge hielten Heinrich Lutz, ordentlicher Professor der Neueren Geschichte an der Universität Wien und seit 1985 Präsident der Historischen Kommission sowie Rudolf Vierhaus, Direktor am Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen, Professor der Universitäten Göttingen und Bochum und zugleich Mitglied des Kuratoriums der Stiftung Historisches Kolleg. Obwohl die Hauptarbeiten beider Gelehrter anderen Bereichen der Geschichte der Frühen Neuzeit und des 19. Jahrhunderts gelten, haben beide sich immer wieder mit dem Werk Leopold von Rankes befaßt, Rudolf Vierhaus seit seiner Doktorarbeit.

Eine Zeitlang, Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre, schien es, als finde Ranke im Ausland mehr Beachtung als in Deutschland, wo ihn manche mit dem Begriff „Historismus“ abschreiben wollten. Doch auch keine moderne Richtung der Geschichtswissenschaft kann an Ranke vorbeigehen. Es sei nur daran erinnert, daß der 1985 verstorbene Fernand Braudel in der zweiten Auflage von 1966 seines erstmals 1949 erschienenen klassischen Werkes „La Méditerranée et le monde méditerranéen à l'époque de Philippe II“ sich für den großen politischen Teil seines Buches zur Nachfolge Rankes bekannte. Über Ranke erscheinen nach wie vor neue Untersuchungen, außer in Deutschland besonders in den angelsächsischen Ländern und Italien, aber auch in Osteuropa.

Es ist reizvoll, hier im folgenden zu vergleichen, wie zwei bedeutende Historiker der Gegenwart sich von ganz verschiedenen Seiten her in kurzen, aber prägnanten Beiträgen dem Phänomen Ranke nähern. Die Veranstaltung, die im Vortragssaal der Bayerischen Akademie der Wissenschaften abgehalten wurde, fand bei einem großen Zuhörerkreis ein nachhaltiges Echo. Obwohl die Vorträge bereits in der Historischen Zeitschrift (Band 244, 1987) abgedruckt sind, glauben die beiden veranstaltenden Institutionen, einem vielfach geäußerten Wunsch und einem wissenschaftlichen Bedürfnis nachzukommen, wenn sie dieselben als selbständige Veröffentlichung vorlegen.

Hierfür gibt es auch einen besonderen Anlaß: sechs Tage nach diesem Vortrag, am 18. Mai 1986, starb Heinrich Lutz – im niederösterreichischen Stift Zwettl, wohin er zum Pfingstfest mit seiner Pfarrgemeinde einen Ausflug gemacht hatte – völlig unerwartet an einem Herzinfarkt, mitten in einem arbeitsreichen Semester. Seines Wirkens gebührend zu gedenken, ist für die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und für das Kuratorium der Stiftung Historisches Kolleg, dem er als Präsident der Kommission ex officio angehörte, schon ein Gebot der Dankbarkeit.

Heinrich Lutz war geboren in Wolfratshausen am 20. August 1922. In dem hier abgedruckten Vortrag entfaltete er noch sein ganzes Temperament und seine eindrucksvolle Rhetorik, auch in Improvisationen, die naturgemäß in diesem Manuskript nicht festgehalten sind. Bei dem anschließenden Empfang erschien er den vielen Menschen, mit denen er sprach, in glänzender Verfassung, voller Vitalität und voller Ideen. Wir danken Frau Waltraud Lutz, daß sie der Historischen Zeitschrift und uns das Manuskript zur Verfügung gestellt hat. Der Verfasser ist nicht mehr zur Redaktion der Anmerkungen gekommen, was aber die Frische und die Anregungen, die von dem Vortrag ausgehen, nicht beeinträchtigt.

Dieser Tod riß für die Geschichtswissenschaft und die vielen Institutionen und Gremien, in denen der Verstorbene tätig gewesen war, nicht zuletzt für die Historische Kommission, eine schmerzliche Lücke. Heinrich Lutz, der Süddeutsche, der in den letzten 20 Jahren seines Lebens an der Universität Wien lehrte, wohin er 1966 von Saarbrücken her berufen worden war, hinterließ bei seinem frühen Tod ein nach Inhalt und Umfang ungewöhnliches Œuvre. Es besteht aus rund zwanzig Büchern und anderen selbständigen Ver-

öffentlichungen, fünf großen Handbuchbeiträgen, etwa zwanzig von ihm mit wesentlichen eigenen Beiträgen herausgegebenen Bänden und über 100 wissenschaftlichen Aufsätzen. Eine vollständige Bibliographie ist in Vorbereitung. Den wichtigsten Schwerpunkt seines Werkes bildeten die Politik Karls V., der Humanismus und die Reformation, seitdem Lutz, der in der ehemaligen Reichsstadt Augsburg das Gymnasium besucht hatte, unter Betreuung Franz Schnabels seine Dissertation über Conrad Peutinger schrieb (Promotion 1952, Veröffentlichung 1958). Seiner Münchener Habilitationsschrift „Christianitas Afflicta. Europa, das Reich und die päpstliche Politik im Niedergang der Hegemonie Kaiser Karls V. (1552–1556)“, Göttingen 1964, bis heute ein Standardwerk, folgten eine Fülle von Spezialuntersuchungen und großen Synthesen zur Reichsgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts bis hin zu dem Band „Das Ringen um deutsche Einheit und kirchliche Erneuerung, 1490–1648“ (Propyläen Geschichte Deutschlands, Band 4), Berlin 1983, niedergeschrieben als „opus magnum“ 1980/81 während eines Forschungsfreijahres in München, als er einer der beiden ersten Stipendiaten des gerade errichteten Historischen Kollegs war. Heinrich Lutz erschloß ferner als Editor wichtigste Quellen zu diesem Zeitraum, darunter drei Bände der Nuntiaturberichte aus Deutschland für die Zeit 1552–1556. Er trug überdies entscheidend zu einem katholischen Neuverständnis der Reformation bei. In seinem persönlichen Leben setzte er sich für die Ökumene ein. Im Rahmen der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften brachte er seit 1970 mit großem Erfolg die Edition der Reichstagsakten des Reformationszeitalters neu in Gang.

Der andere Schwerpunkt von Lutz' Forschungstätigkeit galt dem 19. Jahrhundert. Mit seinem Buch „Österreich-Ungarn und die Gründung des Deutschen Reiches, 1867 bis 1871“, Berlin 1979, hellte er aufgrund von Aktenstudien erstmals die bisher rätselhaft erscheinende Haltung der österreichisch-ungarischen Monarchie vor und während der Gründung des kleindeutschen Reiches auf. Sein letztes großes Werk „Zwischen Habsburg und Preußen. Deutschland 1815–1866“, Berlin 1985, ist eine bedeutende Darstellung der deutschen Geschichte dieses Zeitraumes, die neben Politik auch Kultur, Gesellschaft und Wirtschaft mit einbezieht und in starkem Maße die Vorgänge in Österreich berücksichtigt.

Zahlreiche und wichtige Arbeiten legte Lutz auch vor zur Geschichte Italiens im 16. und 17. Jahrhundert, zur Entwicklung von

Toleranz und Religionsfreiheit und zu Voraussetzungen und Methoden der Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung.

„Labor ipse voluptas“ war der Wahlspruch Leopold von Ranke: die Arbeit selbst ist das Vergnügen, und auch das andere, ergänzende Bekenntnis Rankes gilt für Heinrich Lutz. Ranke gestand fast verschämt, er habe nur gearbeitet, wenn er Freude an seinem Tun hatte, und genau diesen Eindruck vermittelte Heinrich Lutz. Trotz seiner organisatorischen Aktivitäten, mit einem Blick für Mach- und Gangbares, blieb er der unbeirrt weiterforschende Gelehrte.

Seine wissenschaftliche Produktivität hinderte ihn aber auch nicht daran, seine ungewöhnlichen organisatorischen Fähigkeiten und die Überzeugungskraft und Ausstrahlung seiner Persönlichkeit in den Dienst so vieler wissenschaftlicher Unternehmungen und Beiräte in Deutschland, Österreich und Italien zu stellen. Als eindrucksvoller akademischer Lehrer regte er zahlreiche wichtige Forschungen seiner Schüler an. Während der kaum mehr als ein Jahr dauernden Amtszeit als Präsident hat er der Historischen Kommission neue, wegweisende Impulse für eine Verstärkung und Erweiterung ihres Arbeitsprogrammes gegeben. Dem Kuratorium der Stiftung Historisches Kolleg war sein Rat aus der Erfahrung des ehemaligen Stipendiaten von besonderem Wert.

Neben seinen vielfältigen Verpflichtungen nahm Heinrich Lutz sich dennoch stets Zeit für seine Familie, einen großen Freundeskreis und sogar für die Unterstützung von Entwicklungsprojekten in der Dritten Welt. Ein reiches und intensives Leben im Dienste der Wissenschaft und der Menschen ist jäh abgebrochen. Die Betroffenheit über den Tod von Heinrich Lutz ist nach wie vor spürbar.

Den Mitgliedern der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und des Kuratoriums der Stiftung Historisches Kolleg bleibt Heinrich Lutz unvergessen.

München, im August 1987

Horst Fuhrmann
Vorsitzender des Kuratoriums
der Stiftung
Historisches Kolleg

Eberhard Weis
Präsident der Historischen Kommission
bei der Bayerischen Akademie
der Wissenschaften

Rankes bayerische Politik

Nationale und weltgeschichtliche Perspektiven

von

Heinrich Lutz

DASS Leopold von Ranke nicht nur in wissenschaftlicher, sondern auch in politischer Wirksamkeit eng mit Bayern verbunden war, ist allgemein bekannt. Wie dieses „Ringens um Bayern“ von Rankes nationalen und weltgeschichtlichen Perspektiven bestimmt war und wie die Bedingungen und die Ergebnisse dieser streckenweise dramatischen Vorgänge aussahen – das soll das Thema meines heutigen Vortrages sein.

Aus der zeitlichen Beschränkung, die ich Ihnen und meinem Nachredner schulde, ergibt sich eine sehr konzentrierte Betrachtungsweise. In einem ersten Teil behandle ich die hervorgehobene politisch-historische Sonderstellung, die Bayern in den Augen Rankes und für seine nationalen und universalen Ziele schon vor der Revolution von 1848 einnahm: Bayern als Angelpunkt einer in der Reformation geschehenen „Spaltung in der Nation“, die nun wieder rückgängig zu machen als Aufgabe des 19. Jahrhunderts er-

schien. In einem zweiten Teil gilt es, nach der Revolution und nach der Thronbesteigung König Maximilians II. die Schritte zu verfolgen, die im Zeichen der unvergleichlichen Freundschaft zwischen dem Monarchen und dem Berliner Historiker zur Herstellung einer neuen Eintracht Deutschlands unternommen wurden. Zum Schluß sind wir es dem Andenken an den großen Historiker und an einen großen Lenker der Geschichte Bayerns schuldig, mit kurzen Worten zu erwägen, wie *heute* – 100 Jahre nach Rankes Tod – bayerische Geschichte, deutsche Geschichte und Weltgeschichte gesehen werden kann.

Für das Verständnis der zentralen Bedeutung Bayerns in Rankes Bild deutscher und europäischer Geschichte und Gegenwart ist etwas weiter auszuholen. In seiner Konzeption der Weltgeschichte, die sich in den Jahrzehnten des Vormärz entfaltet, steht der Vorrang der deutschen Geschichte von Anfang an außer Zweifel. Die neuere Geschichte der Welt ist ihm gleichbedeutend mit der Entwicklung Europas, diese wiederum sieht er ganz im Rahmen des Weges der germanisch-romanischen Völker. Die außereuropäischen Kulturen sind verfallen und ohne weiterführende Bedeutung, die Welt der Slawen liegt am Rande. Unter den europäischen Nationen ist – laut Ranke – Deutschland die älteste und wichtigste. „Die Nation lebt kontinuierlich seit 2000 Jahren, gleich beim ersten Lichtblick der Geschichte tritt sie universalhistorisch bedeutend auf. – Die Geschichte der deutschen Nationalität ist die schönste und wichtigste.“ So notiert sich 1840 Jacob Burckhardt, gewiß kein des Nationalismus verdächtiger Schüler Rankes, in Berlin aus der Einleitung zur fünfstündigen Vorlesung des Meisters über Deutsche Geschichte. Die Stärke und Kontinuität dieses Grundgedankens kann gar nicht überschätzt werden. Der Primat der deutschen Geschichte wird einmal stärker nach der politischen Seite, dann nach der kulturellen Seite hin interpretiert. Als Primat bleibt er unerschütterlich, seit es die Deutschen gibt: „Denn Deutschland war immer das Zentrum der Bestrebung aller Welt.“ Und – vorausgreifend auf 1870/71 – ist auf die monumentalen Kommentare Rankes zum Sieg über Frankreich hinzuweisen. Frankreichs Niederlage ist die Niederlage jener revolutionären Kräfte, die den Fortgang der Weltgeschichte als solcher bedrohen. Dazu Ranke wörtlich: „Dadurch wurde nicht allein das Geschick von Preußen und Deutschland, sondern das der Welt erfüllt.“ Und: „Die Reichsgründung war das größte Ereignis der Weltgeschichte.“

Auf die mehrfache Problematik dieser Auffassung und Interpretation von Weltgeschichte kommen wir im Schlußabschnitt zurück. Für jetzt geht es noch um die Konzeptionen der 30er und 40er Jahre, um die Art und Weise, wie hier bayerische, deutsche und universale Perspektiven geschichtswissenschaftlich *und* politisch-aktuell verknüpft werden.

Die beiden universalen Mächte, die vom Mittelalter her in Europa bestanden – Papsttum und Kaisertum –, hat der junge Ranke mit bemerkenswertem Verständnis zu würdigen gewußt, bemerkenswert für einen Gelehrten, der ganz aus der protestantischen Tradition und Geistigkeit lebte. Auch gegenüber dem Papsttum des 16. Jahrhunderts und gegenüber dem Kaisertum Karls V. finden sich in den frühen Werken Rankes überaus irenische Bewertungen. Ein anderes Aussehen gewinnt jedoch die Reformationgeschichte, deren Bände seit 1839 erschienen. Es läßt sich einleuchtend machen – und ich habe das an anderer Stelle ausführlich getan –, wie Rankes Ausarbeitung einer scharf pointierten, den katholisch-evangelischen Gegensatz als „Ursprung der Spaltung in der Nation“ charakterisierenden Sehweise der Reformation in engstem Zusammenhang mit dem Neuaufbrechen konfessioneller Konflikte in Deutschland seit dem Kölner Mischehenstreit 1837/38 stand. Wir können auf diese Vorgänge, die für das kirchlich-politische Klima in ganz Deutschland von enormer Bedeutung waren, hier nicht näher eingehen. Seit der Publikation von Rankes Tagebüchern durch Walther Peter Fuchs kann man genau verfolgen, wie engagiert der Berliner Historiker diese Vorgänge und die Neuformation einer papsttreuen, anti-preußischen, z. T. populistischen und mit quasi-revolutionären Vorgehensweisen verbundenen Bewegung im katholischen Deutschland verfolgte. Auf Ranke wirkte das wie ein Aufbrechen alter, längst geheilter Wunden; ihn erfüllte eine aus der Kenntnis der gegenreformatorischen Politik aufsteigende Sorge vor der Erneuerung aller Gefahren, die aus der Verbindung des Papsttums mit der katholischen Partei in Deutschland im 16. und 17. Jahrhundert – so sah es Ranke – für die Einheit der deutschen Nation erwachsen waren.

Und Bayern? Bayern stand nun seit 1837/38 im Mittelpunkt der sich neu formierenden katholisch-päpstlichen Bewegung in Deutschland. Von München aus trat Görres mit seiner Kampfschrift „Athanasius“ den Übergriffen des preußischen Staates entgegen. In München wurden 1838 von Görres und Jarcke die „Historisch-politischen Blätter“ gegründet, das Organ der neuen katholisch-kämpfe-

rischen Bewegung. In der Polarisierung der öffentlichen Meinung Deutschlands wurde damals gerade München, und nicht das ermüdete und gelähmte Wien der späten Metternich-Zeit, zum Gegenpol Berlins und zum Mittelpunkt der neuen, sich eng an Rom anschließenden Richtung. Auch die Regierungspolitik Bayerns änderte sich, seit im Herbst 1837 Karl v. Abel ins Ministerium berufen wurde. Die bayerisch-vatikanischen Beziehungen belebten sich, die Lage der evangelischen Kirche in Bayern verschlechterte sich zusehends.

So sah der zeitgeschichtliche Hintergrund aus, während Ranke seine Reformationsgeschichte schrieb und erscheinen ließ. Hier ist nun wieder auf Bayern zu achten. Das berühmte Kapitel „Ursprung der Spaltung in der Nation“ behandelt die Vorgänge des Jahres 1524. Bis dahin – so Ranke – waren die deutschen Fürsten und Städte durch Luthers Reformation noch nicht gespalten. Es bestand noch Aussicht auf eine einheitliche reformatorische Entwicklung in ganz Deutschland. Dann aber versuchten die „auswärtigen Mächte“ einzugreifen: das Papsttum und das habsburgische Kaisertum. Diese aber vermochten nur dadurch in Deutschland einzugreifen, daß sie dort *Verbündete* fanden. Wer waren diese Verbündeten Roms und Habsburgs? Mit Rankes Worten: „Fragen wir nun, was in diesem entscheidenden Momente sich von der Einheit der Nation losgerissen hat ...“. Es sind die bayerischen Herzöge Wilhelm und Ludwig. Sie bilden den Mittelpunkt der neu entstehenden katholischen Partei, sie tragen die Schuld an der Spaltung der Nation: „Der nationalen Pflicht ... zog man die Verbindung mit Rom einseitig vor.“

Bayern ist und bleibt der Protagonist der Gespaltenheit aller neueren deutschen Geschichte. Und Ranke zieht in einer großangelegten Übersicht die Perspektive der Spaltung vom 16. Jahrhundert in die Gegenwart: „Dieß ist der Ursprung der Spaltung, die seitdem noch nicht wieder hat beigelegt werden können: immer in Folge desselben auswärtigen Einflusses, der sie damals hervorrief. Höchst merkwürdig, daß sich schon in jener Zeit alle die Hinneigungen offenbarten, die hernach Jahrhunderte lang ausgehalten haben ... Gleich im ersten Moment aber zeigte sich die ganze Unermeßlichkeit der Gefahr, die man damit über sich hereinzog.“

Was kann ein einzelner, ein Berliner Geschichtswissenschaftler, angesichts einer so gesehenen Unermeßlichkeit der Gefahr für seine nationalen Gegenwartsziele tun? Ranke stand seit dem Beginn der 30er Jahre mit dem Sohn König Ludwigs I., mit Kronprinz Maximilian

lian, in Verbindung. Der Kronprinz war mit einer preußischen Prinzessin verheiratet. Er hatte in Göttingen und in Berlin studiert. Er hatte bei Ranke Vorlesungen gehört und war schon damals zu der Überzeugung gelangt, „daß Bayern in intellektueller Hinsicht weit zurückgeblieben sei hinter dem deutschen Norden“.

Ranke seinerseits verfolgte die Politik Bayerns mit ständig wachsender Aufmerksamkeit, insbesondere seit dem Beitritt dieses stärksten deutschen Mittelstaates zum preußisch geführten Zollverein und seit den antipreußisch wirkenden „Kölner Wirren“. Seine Beziehungen zum Kronprinzen pflegte er um so nachdrücklicher, als mehrere Ansätze, den Berliner Historiker auf einen Münchner Lehrstuhl zu bringen, nicht zum Ziel geführt hatten. Kennzeichnend für dieses Stadium war das Glückwunschsreiben, das Ranke 1845 anlässlich der Geburt des ersten Sohnes, des späteren Königs Ludwig II., an den Kronprinzen richtete:

„... Ein Ereignis von Bedeutung nicht allein für Ihr Königl. Haus, Ihre eigene Stellung, das bayrische Volk, sondern für alle Deutschen. Man hat so viel von einer imaginären Einheit Deutschlands geredet, daß man das Nötigste, Eintracht, darüber zuweilen vergessen hat. Ein Pfand dieser Eintracht sehe ich in dem Neugeborenen, der den Häusern Hohenzollern und Wittelsbach zugleich angehört. Sei Gott, der ein Gott ist der Katholischen und der Protestantischen, dafür gepriesen. Er hatte einst Ew. Königl. Hoheit nicht umsonst auf unsere Universität geführt ...“. Es wäre einseitig, in einem solchen Vorgehen Rankes nur eine preußisch-protestantische Proselytenmacherei sehen zu wollen. Wie in vielen anderen Zeugnissen dieser Zeit, so spricht auch hier der tiefe Ernst, mit welchem sich Ranke im Falle Bayerns und des Hauses Wittelsbach für eine nationale und kulturelle Zukunftshoffnung engagierte. So wie der Berliner Historiker die Vergangenheit und Gegenwart sah, ging es nicht nur darum, die Formung Bayerns zum neuen Bollwerk eines antipreußischen Ultramontanismus zu verhindern. Bayern wurde für ihn zum Angelpunkt der bewegendsten Motive seiner Zeit. Hier ging es ihm um die Neubelebung der deutschen Eintracht und gleichzeitig um die Niederhaltung ultramontan-revolutionärer Gefahren wie um die Vollendung des mit der deutschen Reformation begonnenen Höhenweges weltgestaltender Wissenschaft und Kultur.

Um die Aktions- und Denkformen besser zu verstehen, in denen sich nun seit der Revolution 1848 und dem Regierungsantritt

König Maximilians II. Rankes bayerische Politik bewegt, empfiehlt sich ein kurzer Blick auf die Umstände eines solchen Gelehrtenlebens im 19. Jahrhundert. Wie lebt Ranke? Der Gelehrte braucht nicht von Haus aus besitzend zu sein. Er kann im Dienst des Staates zu geachtetem Wohlstand aufsteigen, auch wenn er selbst nicht über Landgüter und Pferd und Wagen in der Stadt verfügt. Die Bindung des Gelehrten an das elterliche Haus im thüringischen Tal der Unstrut ist vor allem eine des Familien-Gefühls. Die wirksame Patronage, die er in der Hauptstadt findet, kommt von keinem Familien-Clan, sondern gilt seinen Überzeugungen und Werken, die der monarchischen und sozialen Autorität dienen und zugleich große Horizonte der Sinnggebung eröffnen. Der Weg aus der provinziellen Enge in die höfische Welt wird ohne sichtbares Zögern beschritten. Denn die Historie ist nun einmal die Wissenschaft der Könige. Beim Hofball trägt der Gelehrte die Uniform und den Degen des Staatsrates. Seine Brust wird mit Orden geschmückt. Bei den Gastmählern des märkischen Adels begegnet er den Ministern. Als er älter wird, besuchen ihn die Fürsten. Der Kronprinz des nördlichen Königreiches sucht ihn in seiner Wohnung auf; der Gelehrte setzt sich auf den Rohrsessel, der Prinz aufs Sofa. Zum Geburtstag erscheint der Bürgermeister; der aufwendig geschmückte Ehrenbürgerbrief der Hauptstadt wird von drei Männern die Treppe heraufgetragen. Der Gelehrte heiratet spät. Seine Frau stammt aus Irland. Sie ist kühl, und es bleibt unklar, ob sie an seinen Gedanken und Bestrebungen Anteil hat. Die Kinder des Gelehrten werden englisch erzogen. Die älteste Tochter nach ihrem Paten, dem Kronprinzen des südlichen Königreiches, Maximiliane geheiß, scheint erst als junge Frau richtig deutsch schreiben gelernt zu haben. Der greise Gelehrte beginnt zu erblinden. Er diktiert seinen beflissenen Helfern. So entstehen noch zwölf Bände der Weltgeschichte ...

In dieser Weise könnte man fortfahren; die leichte Verfremdung, mit der ich die Umriss eines solchen Gelehrtenlebens andeutete, sollte von heute her gesehen die Andersartigkeit und damit den konkreten Rahmen von Bedingungen und Hoffnungen zeichnen, in dem Ranke wirkte.

Wir haben uns damit schon dem nächsten, dem zweiten Teil genähert, wo es um die bayerischen Aktivitäten Rankes im Zeichen der Freundschaft mit König Maximilian II. geht. Der König war mitten in den Wirren der Revolution 1848 durch den Rücktritt seines Vaters zur Herrschaft gekommen. Gleich Ranke sah er in der

Stabilisierung der vorrevolutionären Mächte und im wiederhergestellten Deutschen Bund die Vorbedingungen der zu bewirkenden deutschen Eintracht. Anders als Ranke wünschte Max II. keine Vorherrschaft Preußens in Deutschland. Seine Idee der Trias – Bayern an der Spitze der deutschen Mittel- und Kleinstaaten, als Führer des dritten Deutschland – war unbedingt verknüpft mit dem Gleichgewicht der protestantisch-deutschen Macht Preußens und der katholisch-deutschen Macht Österreichs. Der damalige bayerische Außenminister Ludwig von der Pfordten formulierte diese Trias-Politik ganz im Sinne des Königs: Die Mittelstaaten mit Bayern an ihrer Spitze „müssen das Gleichgewicht erhalten ... zwischen Österreich und Preußen. Sie müssen die Zerreißung Deutschlands ...verhüten“. Der König starb 1864, als angesichts des verschärften Dualismus zwischen Preußen und Österreich das Scheitern der Triasidee und die Krise des Deutschen Bundes als mitteleuropäische Friedensordnung deutlich wurde.

Das eigentliche Nahverhältnis zwischen dem König und Ranke und die bleibende Wirkung ihrer Freundschaft lag vielmehr im Bereich von Wissenschaft und Kultur. Der König setzte sich das Ziel, München zum Mittelpunkt deutscher Kultur und Wissenschaft zu machen. Sein Motto lautete: „Dem Geist alle Tore zu öffnen, daß Bayern nicht zurückstehe hinter der Entwicklung der Zeit.“ Die eminent politische Bedeutung all dieser königlichen Aktivitäten war Max II. wie Ranke von Anfang an klar, wenn auch mit unterschiedlichen Perspektiven. Für den König ging es, wie W. P. Fuchs formuliert hat, darum, den Gegensatz zwischen Österreich und Preußen durch die Schaffung eines dritten, vornehmlich kulturellen Schwergewichts in Bayern herabzumildern und auszugleichen. Für Ranke aber kam es darauf an, den König und Bayern ganz für den Anschluß an die überlegene norddeutsch-protestantische Kulturwelt zu gewinnen. Somit sollte eine künftige Achse Berlin–München sowohl in politischer als auch in kultureller Hinsicht den eindeutigen Vorrang gegenüber den Bindungen Bayerns an Habsburg und an Rom gewinnen. Habsburg und Rom – wenn man in Rechnung setzt, wie sehr die Historie damals als eine politische Leitwissenschaft wirkte, so schließt sich deutlich der Kreis von Rankes Interpretation der deutschen Reformationsgeschichte – Ursprung der Spaltung in der Nation – zu seinem Ringen um Bayerns Einbeziehung in eine Idee der deutschen Eintracht, die wesentlich von Preußens protestantischer Kultur und Macht geprägt war.

Wesentlich – aber *nicht ausschließlich* geprägt. Und hier eröffnet sich nun ein weites Feld für sehr differenzierende, sorgfältige Untersuchungen der Freundschaft zwischen Monarch und Historiker und ihres Wirkens in der damaligen bayerischen und deutschen, katholischen wie evangelischen Kräftekonstellation und Bewußtseinslage. Ich muß mich mit aller gebotenen Behutsamkeit auf einige wenige stichwortartige Schwerpunkte konzentrieren.

Zunächst ist das Münchner Wirken Rankes in die allgemeine Problematik einzuordnen, die mit der Berufung so vieler „Nordlichter“ durch Max II. verbunden war. Schon Ludwig I. hatte zur Verwirklichung seiner künstlerischen Pläne Nichtbayern aus dem Norden geholt: den Mecklenburger Klenze, den Koblenzer Architekten Gärtner, aus Düsseldorf die Maler Cornelius und die Brüder Heß. Unter Max II. nahm die Berufung und Wirksamkeit der „Nordlichter“ ganz andere und konfliktträchtige Dimensionen an. Fast alle der damals nach München gerufenen Schriftsteller und Wissenschaftler kamen aus dem norddeutsch-protestantischen Kulturbereich. Der König berief Dichter und Schriftsteller, denen er aus seiner Privatschatulle ein sorgenfreies Leben in München sicherte. Es kamen Emanuel Geibel, Friedrich Bodenstedt, Paul Heyse, Graf Schack. Es kamen Naturwissenschaftler wie Justus Liebig. Es erfolgte der sehr ernsthafte Versuch, Ranke selbst für eine Geschichtsprofessur in München zu gewinnen. Der bayerische König schrieb an König Friedrich Wilhelm IV., seinen Onkel: „Ich bin bemüht, auf der Universität zu München wieder ein ächt wissenschaftliches Leben zu erwecken und zu gründen.“ Dazu brauche er Ranke, er bitte um Friedrich Wilhelms Unterstützung. Es gehe um „eine gute, ich darf wohl sagen heilige Sache“. Und an Ranke selbst schrieb König Max II.: „Es ist Mein lebhafter Wunsch, zu den Vorkämpfern der Wissenschaft, welche Ich bisher für Meine Landesuniversitäten gewonnen, auch Sie dauernd nach München ... zu ziehen. Der Hauptzweck ist mir hierbei die Verpflanzung der neueren historischen Richtung in der Wissenschaft und die Begründung einer historischen Schule in Bayern so, wie sie bereits in Norddeutschland besteht. Es soll mit Ihrer Berufung das Prinzip der freien historischen Forschung und Lehre für Bayern in neues Leben treten, die Geschichte nicht aus dem Standpunkte der Parteiungen, sondern aus jenem höheren, objektiven der Wissenschaft behandelt werden.“ Ein großartiges Programm des Königs. Doch wie wurde die Aktion auf der anderen Seite, im vertrauten Kreise von Rankes Ge-

sinnungsgenossen, gesehen? Der persönliche Berater von König Max, Rankes Schüler und Vertrauensmann Wilhelm Doenniges, beschwor den Meister, den Ruf nach München anzunehmen. Sein Argument war, daß Ranke hier im protestantischen Geiste wirken könne und solle: „Schlagen Sie ... nicht aus ... Der König will und wird alles für die Bildung der Jugend im freieren, wissenschaftlichen Sinne, im protestantischen Geiste tun. Beherzigen Sie, daß die ganze historische Richtung unserer Zeit, unseres Jahrhunderts in Deutschland protestantisch ist, ... daß Sie (hier) für Jahrhunderte säen können.“

Hier wird das Problem schon deutlicher. Der König förderte die „Nordlichter“ in jeder Weise, versammelte die Dichter und Gelehrten seiner Wahl wöchentlich in der Residenz zu literarischen Symposien. Rechts vom König saß stets Liebig, links Geibel, Einheimische nahmen kaum teil. Geibel hat nach dem Tod des Königs diese Abende in Versen besungen:

Und jener trauten Stunden dacht ich dann
 Im hohen bilderdunkeln Teppichsaal,
 Wo er, mit ernsten Männern im Gespräch,
 Das stillgeschäft'ge Walten der Natur,
 Der Vorzeit Bücher sich enträtseln ließ.
 Denn eine nimmermüde Sehnsucht zog
 Ihn zu des Lebens Tiefen ...

Das Zusammenleben der vom König gerufenen „Nordlichter“ und der Einheimischen ergab eine Kette von Konflikten. Die Gegensätze reichten sehr tief, und die Konflikte verliefen streckenweise in den bitteren Formen eines von oben verordneten Kulturbruchs und Weltanschauungskampfes. In den Naturwissenschaften und in der Medizin konnte die Mischung der von auswärts geholten Zelebritäten mit den Bayern noch ohne größere Probleme geschehen. Neben dem aus Gießen gekommenen Liebig wirkte ohne Streit Max Pettenkofer, der als Bub im Donaumoos die Kühe gehütet hatte und nun zum Begründer der modernen Hygiene wurde. Anders stand es bei den Schriftstellern und bei den Geisteswissenschaftlern, vor allem in der Geschichte. Der König glaubte und hoffte, die jahrhundertealte Auseinanderentwicklung norddeutsch-protestantischer und süddeutsch-katholischer Kultur durch seine monarchische Liberalität in *einer* Generation ausgleichen und versöhnen zu können. Das konnte nicht gelingen: der wieder aufsteigende Gegensatz wurde dadurch verschärft, daß die evangelische Seite den Mo-

nopolanspruch der Modernität und der Wissenschaftlichkeit erhob. Auf der katholischen Seite aber ging der Zug zu einer ultramontanen und antimodernistischen Abgrenzung Hand in Hand mit nachlassender kultureller Kraft. Und von einer tragfähigen kulturpolitischen Solidarität der bayerischen oder rheinischen Katholiken mit dem katholischen Österreich war je länger desto weniger zu spüren. Dies könnte mit vielen Beispielen illustriert werden. Desto heftiger und gröber wurden dann in den Blättern der katholisch-konservativen Kreise die Polemiken gegen die Nordlichter: Die Fremden unterdrücken in Bayern das einheimische Talent, die ‚Berufenen‘ drängen sich zwischen den guten König Max und sein getreues Volk; er hat sie mit Wohltaten überhäuft und erntet nur ihren Undank. „Fremdenlegion aus dem Norden“, „Schmarotzerpflanzen“, „Maximiliankolonie“ – so ging es durch die klerikalen Blätter. Der Konflikt verschärfte sich noch dadurch, daß fast alle der ‚Berufenen‘ in politischer Hinsicht der kleindeutschen Linie folgten.

Hätte es anders kommen können? Mit dieser Frage kehren wir zur Geschichtswissenschaft und zu Ranke zurück. Seine Berufung nach München kam bekanntlich nicht zustande, er blieb in Berlin. Auf seine Empfehlung berief der König den um vieles jüngeren Heinrich von Sybel, der nun freilich – im Gegensatz zu Ranke – ein hitziger Verfechter der kleindeutschen Idee und überhaupt ein sehr auf Konfrontation angelegtes Naturell war. Er hat den Konflikt nach Kräften verschärft. Als er 1861, auch infolge der zunehmenden Angriffe auf seine propreußische und antikatholische Polemik, München verließ und nach Bonn ging, fehlte es nicht an entsprechenden Nachrufen; endlich war man die „giftige Natter mit glänzend schillernder Haut, welche bis dahin unter den Stufen des Thrones sich einzunisten gewußt hatte“, losgeworden. Was konnte unter diesen prekären Umständen Rankes anhaltende Freundschaft mit dem bayerischen König an wissenschaftlich-politischem Zugewinn, an Integrationsleistung in nationaler und universaler Hinsicht bewirken? Zwei weitere Stichworte sind in aller Knappheit zu behandeln: Rankes Berchtesgadener Vorträge vor dem König über den Verlauf und Sinn der Weltgeschichte (bekannt unter dem Titel „Über die Epochen der Neueren Geschichte“) und die Gründung der Historischen Kommission, die bis heute von dem damaligen Zusammenwirken des Königs und des Berliner Historikers zeugt.

Zunächst die weltgeschichtlichen Lektionen für den König. Ranke war, nachdem er die Münchner Berufung abgelehnt hatte,

von Max II. eingeladen worden, ihn im Herbst 1854 in Berchtesgaden zu besuchen. In der dortigen Villa und im Jagdhaus in Wimbach, zwischen Bergpartien und Gemsenjagd, ließ sich der König im vertrautesten Kreise – nur der Hofstenograph Leinfelder war als Protokollant beigezogen – Rankes Ansichten über die bewegenden Ideen der verschiedenen Jahrhunderte der Geschichte von der christlichen Ära an vortragen. Das für Ranke unendlich reizvolle Szenario dieser höfisch-gebirglerischen Wochen ist häufig beschrieben worden: die frische Schönheit der Berge, die Ungezwungenheit des Königs, der mit Ranke zur Gipfelrast Champagner trinkt, das Singen und Jodeln der „heiteren Sennerinnen“ – eine Welt der wiederhergestellten Harmonie wie in Stifters „Nachsommer“. Nur eben von Ranke empfunden und reflektiert als neuentdeckter Zusammenklang *deutscher* Natur und *deutscher* Nation.

Aus der Fülle der weltgeschichtlichen Perspektiven, die Ranke in Rede und Antwort dem Monarchen nahebringt, sind für unseren Zusammenhang einige besonders wichtig: der Weg des Christentums und der Kirche, das Verhältnis des republikanischen Prinzips zum Prinzip der Monarchie und die Rolle Bayerns in der neueren Geschichte Deutschlands und Europas. Die Entstehung des Christentums bringt Ranke in engste Beziehung zum römischen Weltreich. „Auf die religiöse Begründung gehen wir nicht ein .. Staat macht die Kirche möglich, und dies zeigt sich bei der Erscheinung der Kirche im römischen Staat im höchsten Grade; ohne denselben wäre die christliche Religion schwerlich auf der Erde eingeführt worden.“ Später wurde die Entwicklung des Papsttums ein höchst wichtiges Moment. Aber der Druck des Papsttums mußte von Europa genommen werden. War es dann aber wünschenswert, daß die Reformation in ganz Europa gesiegt hätte? Ranke läßt diese Frage vorsichtig offen, er bejaht sie eindeutig für Deutschland: Wenn eine einzige Religion alle Staaten Deutschlands umfaßt hätte, wäre – so Ranke – die Einheit des Reiches erhalten geblieben. Heute trennt glücklicherweise die Verschiedenheit des Bekenntnisses Europa nicht mehr. Und mit kühnem, durch diese Sichtweise des Christentums wohl vorbereiteten Schwung wendet Ranke für die Gegenwart die Frage von der Kirche weg zur allgemeinen Kultur der Welt. Der Geist der romanisch-germanischen Völker breitet sich heute so ungeheuer aus, weil er nicht mehr durch die kirchliche Form gefesselt ist: Er dehnt sich frei „als Kultur durch die ganze Welt aus“.

Wir unterdrücken für jetzt alle Fragen, die sich zu dieser Inter-

pretation der Christentumsgeschichte melden, und wenden uns dem Ringen zwischen monarchischem und republikanischem Prinzip zu, wie Ranke es dem König schildert. Das republikanische Prinzip oder, wie er es häufig nennt, das Prinzip der Nationalsouveränität, ist für Ranke ein spätes, zwar belebendes, aber letztlich destruktives Element der Weltgeschichte. Es ist nicht aus der Tiefe des europäischen Lebens entstanden, sondern eigentlich erst mit dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg voll in Erscheinung getreten, als Folge der Mißgriffe der englischen Regierung gegenüber den Kolonien. Dagegen ist es die Aufgabe der Monarchie, insbesondere der deutschen Fürsten, diese Tendenzen zu besiegen. Ich zitiere dazu Ranke selbst: „Wer aber darauf ausgeht, bloß darin eine Tendenz der Weltgeschichte zu sehen, daß die Nationalsouveränität über alles herrschend werde, der weiß nicht, wieviel es geschlagen hat. Denn mit diesen Bestrebungen haben sich so viele destruktive Tendenzen vereinigt, daß die Kultur und die Christenheit bedroht wären, wenn sie die Oberhand gewinnen würden. Dadurch bekommt also auch die Monarchie wieder eine Wurzel in der Welt, indem sie nötig wird, um die destruktiven Tendenzen auszurotten, welche von den populären Prinzipien wie eine große Flut mit hereingeschwemmt werden.“

Was Ranke nicht hier, aber anderswo ausdrücklich erwähnt, ist die Charakteristik Frankreichs als Vorkämpferin dieser destruktiven, revolutionären Ideen und Preußens als des gediegensten Bollwerks der positiven weltgeschichtlichen Kräfte.

Und Bayern? Für die Epoche der Reformation und Gegenreformation sind Rankes Urteile gegenüber dem König höflich, aber klar, insbesondere was den 30jährigen Krieg und Kurfürst Maximilian I. angeht. Der Kurfürst betrieb eine falsche, eine den bayerischen Interessen entgegengesetzte Politik. Die neuere Geschichte Deutschlands, vielleicht Europas – so deutet Ranke vorsichtig an –, hätte anders verlaufen können, wenn sich Maximilian, statt den Jesuiten zu folgen, mit Kurfürst Friedrich von der Pfalz verbunden hätte. So wäre Österreich nicht so übermächtig geworden, so wäre wahrscheinlich das Haus Wittelsbach groß geworden.

Es lohnt sich, einen Augenblick bei diesem bemerkenswerten Beispiel *hypothetischer Geschichte* zu verweilen. War das nur eine höfliche Verbeugung vor dem Wittelsbacher Herrscher? War es eine ernstgemeinte Reflexion, ein kühner, aber tragfähiger Ansatz zur Neuinterpretation einer entscheidenden Weichenstellung bayeri-

scher und deutscher Geschichte? Ernsthaft ist ohne Zweifel die anti-habsburgische Pointe. Sie erscheint noch ernsthafter, wenn man Rankes *gleichzeitige unverhüllte politische Einflußnahme* auf den König in Rechnung setzt, die sich von den Berchtesgadener Gesprächen bis ins Jahr 1855 zog. Man stand mitten im Krimkrieg. Österreich suchte im Sinne seiner antirussischen Position starken Druck auf die deutschen Mittelstaaten auszuüben. Preußen – und im preußischen Auftrag Ranke – wirkte in die entgegengesetzte Richtung. Im Januar 1855 schrieb der Professor aus Berlin warnend an den bayerischen König: „Leuchtet nicht ein, daß das Wiener Ministerium nach einer Gewalt in Deutschland trachtet, welche die alten Römisch-deutschen Kaiser aus dem Hause Habsburg zuweilen angestrebt ... haben, die nun aber den Kaisern von Österreich nimmermehr zukommt.“ Ranke stellt dem König vor Augen, daß es jetzt gegen Österreich für Bayern um alles geht, „um die Aufrechterhaltung der Unabhängigkeit deutscher Länder, des Bundes selbst ..., die Fortentwicklung des deutschen Lebens in den Bahnen, die es genommen hat“. Das ist die aktuelle Politik Preußens und Rankes, und damit kehren wir nochmals für einen Moment zur Weltgeschichte zurück, bevor von der Historischen Kommission zu sprechen ist.

Was die Stellung Bayerns seit dem 17. Jahrhundert angeht, so liegt die kühne Unbegründetheit der Hypothese Rankes auf der Hand, Wittelsbach hätte durch die Vereinigung der katholischen mit der protestantischen Linie groß werden können. Es ist eine weit hergeholte historisch-politische Konstruktion zum Zwecke der Sinngebung einer Gegenwartspolitik Bayerns, die sich, gerade zur Aufrechterhaltung der Föderativordnung des Deutschen Bundes, an Preußen anlehnt und gegen Österreich abgrenzt. Ersichtlich tiefer angesetzt sind die beiden anderen, oben skizzierten Perspektiven der Weltgeschichte. Die geistige Kraft Europas – und darunter versteht Ranke *alles*, auch den Gesamtkomplex der die Welt umgestaltenden technisch-wissenschaftlichen Leistungen –, diese Kraft wird in dem Maße universal und unwiderstehlich, als sie sich von den kirchlichen Fesseln freigemacht hat. Wo aber bleibt – so fragen wir hier – dann das Eigentliche des Christentums? Schließlich das republikanische und das monarchische Prinzip, wie Ranke es dem König erläutert, mit einer eindeutigen Option, ja mit einem pädagogischen Elan für die Monarchie. Wo bleibt – so ist sogleich zu fragen – da die eigentliche Freiheits- und Befreiungsgeschichte Europas, von der im kulturellen Bereich Ranke soviel zu sagen weiß?

Doch bevor diese letzten Fragen aufgenommen werden, richtet sich der Blick noch auf ein uns nahes und vertrautes Gebiet, auf die Gründung unserer Historischen Kommission durch Ranke und König Max II. Diese bis heute bestehende Einrichtung wurde 1858 in München im Zusammenwirken monarchischen Wollens und königlicher Freigebigkeit mit Rankes Ideen von einem genossenschaftlichen Zentrum der deutschen Geschichtswissenschaft aus der Taufe gehoben. Die Vorstellungen von deutscher Eintracht, die dabei Pate standen, sind bekannt. Ranke bezeichnete das Programm der Historischen Kommission damals folgendermaßen: „Unsere (deutsche) Geschichte beruht auf der Idee der Gesamtheit ... Der Erforschung der großen, Alle angehenden, Alle verbindenden, das Leben der Nation beherrschenden Ereignisse soll unsere akademische Verbindung ihren Fleiß widmen.“ Die Absichten des Königs zielten auf die Berufung einer ausgewählten Zahl von Historikern, gewissermaßen auf die Bildung eines Areopags der deutsch-sprachigen Geschichtsforschung, einschließlich Österreichs und der Schweiz, um durch die gemeinsame Arbeit an den Dokumenten deutscher Vergangenheit das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit inmitten der damaligen Vielfalt staatlicher Gebilde zu heben. Der große und zukunftsweisende Gedanke einer „nationalen Verbindung und Genossenschaft wissenschaftlicher Männer ... aus allen Gauen des Vaterlandes“ wurde also 1858 durch Ranke und den König in die Tat umgesetzt.

Doch die frühe Geschichte dieser Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften verwirklichte das Ideal von Eintracht und Zusammenführung der deutschen Forschung nur unvollkommen. Kritik und Konflikte flammten gerade im bayerisch-süddeutsch-katholischen Raum auf. Die vom König beabsichtigte und weiterhin auch von Ranke gewollte patriotische und wissenschaftliche Versöhnung von Nord und Süd kam zunächst eigentlich nicht zustande. An der Münchner Gründung hatte die großdeutsch-katholisch orientierte Geschichtsforschung ganz geringen Anteil, das norddeutsch-protestantische Element wurde dominierend. Es zeigte sich rasch, daß die „wahre *Methode* der historischen Forschung“, die der König mit und durch Ranke nach München holen wollte, auch tief in die Inhalte und in den Sinn des Geschichtsverständnisses eingriff. Das zeigte sich auch in der von Anfang an engen Verbindung zu der 1859 durch Sybel in München neu gegründeten „Historischen Zeitschrift“. Sie wurde nicht nur von

den meisten Katholiken, sondern auch von konservativen Protestanten als ein Parteiblatt des nationalliberalen, kleindeutschen „Nationalvereins“ angesehen. So lehnte auch beispielsweise der bedeutende protestantische Historiker Johann Friedrich Böhmer die Mitgliedschaft in der Historischen Kommission ab, zum Leidwesen Rankes, der sich später auch vergeblich bemühte, den Innsbrucker Julius von Ficker zu gewinnen. Ranke war nie ein Kleindeutscher und „Katholikenfresser“ wie Sybel; diese Entwicklung hat er sowenig wie König Max II. gewünscht. Aber konnte er verhindern, daß die so hoffnungsvoll begonnene bayerische Gründung von ihrer Aufgabe, deutsche Eintracht zu stiften, abwich?

Ranke tat, was er konnte. Vor allem betrieb er, gemeinsam mit dem König, den institutionellen Ausbau der Historischen Kommission zu einer selbständigen, umfassenden „Akademie für deutsche Geschichte und Sprache“. Die Akademie sollte weiterhin in München verankert bleiben, sie sollte für immer den Namen „Maximilianische Akademie“ tragen. In den Verhandlungen Rankes mit dem König über diese Pläne, die zeitweilig auch zwei getrennte Akademien, eine für Geschichte, eine für deutsche Sprache und Schrift, vorsahen, wird einerseits das Bestreben deutlich, das Projekt aus dem verschärften politischen Streit zwischen kleindeutsch und großdeutsch herauszuhalten. Andererseits zeigte sich die objektive Unmöglichkeit, in der Kampf Stimmung zwischen Österreich und Preußen, die 1862 durch Bismarcks Eintritt noch an Brisanz gewann, sozusagen eine kulturelle Neutralität Bayerns über den Parteien durchzuhalten. Der bayerische Minister von der Pfordten kritisierte unverhohlen Rankes Akademie-Vorschläge: „Der Vorschlag erscheint mir als ein Glied in der Kette von Bestrebungen, alle Richtungen des öffentlichen und nationalen Lebens ohne Österreich zu organisieren, und der preußischen Hegemonie unterzuordnen.“ Der Minister hatte damit – aufs Ganze der politischen Wirkung gesehen – wohl recht. Doch wird er Rankes eigentümlichen Intentionen sicher nicht gerecht. Ranke wollte stets den Vorrang Preußens mit einem innigen Zusammenhang zu Österreich als zweiter deutscher Macht kombinieren, er wollte Bayerns kulturelle und wissenschaftliche Mittlerrolle sehr weit und natürlich auch Österreich einschließend sehen. Aber damit kam er nun politisch nicht mehr durch. Die Pläne, von der Historischen Kommission weiter zu schreiten zu einer von Bayern getragenen Akademie für deutsche Geschichte und Sprache, blieben im politischen Kampffeld Österreich-Preußen stecken.

Noch mehr, noch tiefer wich die reale Entwicklung der deutschen Frage von Rankes auf Bayern gestützten Erwartungen ab. Die Krankheit und der rasche Tod König Max' II. 1864 trafen ihn ins Herz. Noch viele Jahre später war er überzeugt, daß der König hätte er länger gelebt, niemals 1866 die Waffen gegen Preußen ergriffen hätte. Immerhin erlebte er dann im Sommer 1870 die tiefe Befriedigung, daß der junge König, Ludwig II., ohne Zögern an der Seite Preußens in den Krieg gegen Frankreich eintrat. Damit war bekanntlich der Weg zur kleindeutschen Reichsgründung beschritten. Einerseits konnte Ranke diesen entscheidenden Schritt Bayerns auch als Frucht seines eigenen jahrzehntelangen Ringens um den bayerischen Beitrag zur deutschen Eintracht sehen. Und er veranlaßte ein Dankschreiben der Historischen Kommission, die im Oktober 1870 in München ihre Jahresversammlung abhielt, an den bayerischen König für diese „große Handlung, durch welche Euer Königliche Majestät Ihrer tiefen und umfassenden deutschen Gesinnung ... eine hohe politische Bedeutung gegeben haben“.

Andererseits deckte sich die innerdeutsche Entwicklung seit 1870 keineswegs mit den Vorstellungen Rankes. Was die Bismarcksche Reichsgründung für Bayern brachte, entsprach zwar keineswegs dem brutalen Programm, das der preußische Gesandte in München kurz zuvor entwickelt hatte: „Euthanasie Bayerns ... mit seiner halbwildem Gebirgsbevölkerung“. Doch es ist evident, daß die Art und Weise, wie Bismarck und seine nationalliberalen Verbündeten das alte Deutschland zum neuen Reich umformten, Rankes Beifall nicht finden konnte. Der Sieg über Frankreich und die Herstellung einer um Preußen gruppierten deutschen Macht war und blieb zwar das „größte Ereignis der Weltgeschichte“. Aber die Überführung der historischen Kräfte Deutschlands, so vor allem Bayerns, in den neuen Weltzustand erschien ihm nunmehr ein Einbüßen, eine Gefährdung all dessen, was bisher den weltgeschichtlichen Ruhm und Vorrang dieser Nation ausgemacht hatte.

Wir sind damit am Ende dieses erinnernden Rückblicks auf Ranke und Bayern angelangt. Die Fragen, die sich heute dem unbefangenen Betrachter dieser persönlichen und nationalen Geschehnisse aufdrängen, sind zahlreich, sie können abschließend nicht einmal mit hinreichender Deutlichkeit aufgezählt werden. Wir beschränken uns auf eine kurze Erwägung: Wie kann heute – 100 Jahre nach dem Tod Rankes – bayerische Geschichte, deutsche Geschichte und Weltgeschichte gesehen werden? In der weltgeschichtlichen Be-

trachtung sind wir heute am klarsten und am weitesten von Ranke entfernt. Der Europazentrismus, erst recht in der Rankeschen Konzentration auf die germanisch-romanischen Völker, ist überwunden. Damit ist zugleich eine positive Auflockerung aller strengen Kontinuitätsvorstellungen verbunden und auch eine bemerkenswerte Erweiterung, wie sie Ernst Schulin u. a. gegen die Zyklenlehre bei Spengler und Toynbee formulierte: „Universalgeschichte ist nicht mit der Geschichte der Hochkulturen zu identifizieren.“ Wichtig erscheint mir aber ein anderes Element der heutigen Weltgeschichtsdiskussion, das uns – allerdings innerhalb eines ganz veränderten Koordinatensystems – doch wieder näher zu Ranke führen kann. Es handelt sich um die Auseinandersetzung mit heutigen Evolutionstheoretikern. Vereinfacht ausgesprochen: es wird hier heute eine fixe, eindimensionale Entwicklungsschiene der Menschheit vorausgesetzt. Etwa so: es hätte die antike Kultur nicht geben müssen. Die Entwicklung des menschlichen Bewußtseins wäre auch ohne die antike Kultur ungefähr in gleicher Weise erfolgt. Gegenüber solchen evolutionslogischen Festlegungen eine komplexere und konkretere Betrachtung der Weltgeschichte zur Geltung zu bringen – darin kann wohl eine neue Modernität umgesetzter, umgedachter Rankescher Menschheitsgeschichte gesehen werden.

Die Nation als wesentliches, ja entscheidendes Strukturelement der Universalgeschichte – was haben wir heute davon zu halten? Greifen wir gleich in die Mitte unseres Themas: Bayern und die deutsche Nation. Für Ranke ein Bezugssystem, das theoretisch ohne Problem war: die Vielfalt der deutschen Stämme und Staaten bedarf keines nationalen Einheitsstaates; im Gegenteil: die Vielzahl deutscher Fürsten garantiert den Sieg der erhaltenden, positiven Kräfte über die destruktiven, revolutionären Strömungen. So verbindet sich für Ranke die Option für das monarchische Prinzip mit der positiven Sinngebung der eigenständigen Existenz des bayerischen Staates, wenn nur die gemeinsame Abwehrkraft nach außen und die kulturelle Eintracht nach innen den notwendigen Zusammenhang der Nation sichern.

Heute sehen wir die tiefe Problematik der Rankeschen Option für die Herrschaft von oben, die jede Entfaltung der Freiheit und jede Gestaltung der Macht von unten als undeutsch und zerstörerisch abblocken wollte. Wir sind uns ebenso der ungeheueren Irrungen und Verbrechen bewußt, in die ein nicht mehr durch humane Ethik gezügelter Nationalismus münden kann. Daß Ranke selbst

die ethisch-universale Wertigkeit der Nation gerade durch die Herrschaft von oben gesichert glaubte, ist ein wichtiges Element seiner Konzeption, vertieft aber die Problematik nur noch weiter. Als König Max II. Ranke die wichtige Frage nach der Möglichkeit eines „Nationalverbrechens“ stellte, wenn das ganze Volk sich auf einer unrechten Basis bewegt, bezog sich Ranke in seiner Antwort nur auf Frankreich, auf die Verbrechen der Revolution, für die das Volk dann ungeheuer gelitten habe. Hier ist es nun erforderlich, diese Zusammenhänge doch noch im Lichte der Frage nach dem Christentum bei Ranke zu betrachten.

Die Schwierigkeiten, über Rankes Einschätzung des Christentums und seiner Geschichte Klarheit zu gewinnen, sind allen Kennern bekannt. Es kann in dieser Schlußbemerkung nur darum gehen, etwas von den Unterschieden, die sein Christentumsverständnis von der Gesamtheit heutiger Betrachtungsweisen trennen, in den Blick zu rücken. Für Ranke, wie für den Historismus insgesamt, mündete das Christentum in die moderne Kultur – wir hörten das schon. Aber nicht in dem Sinne eines entschiedenen Säkularisationsvorganges, daß also die gesamte Substanz und Formkraft des christlichen Glaubens sich in eine rein innerweltliche Kultur umsetze. Vielmehr sieht er den Prozeß verlustfrei als einen umfassenden Diffusionsvorgang, wo alle Welt von dieser sowohl humanen wie transzendenten Erbschaft erfüllt und geformt wird. Die Problematik dieser Auffassung – eine sehr tiefe Problematik – wird sogleich faßbar, wenn man ihre Verknüpfung mit Rankes Konzeptionen von Monarchie und Weltgeschichte und „Macht von oben“ verfolgt. In dieser Sicht, die damals ja weit verbreitet war, gibt es nämlich keine wirkliche Scheidung der Geister: weder eine Legitimität der Abwendung vom Christentum noch die Sinnhaftigkeit einer personal entschiedenen Erneuerung des Christentums *als Teil* einer säkularisierten Welt. Die destruktiven, unchristlichen Kräfte der modernen Welt sollen und können nur durch die Monarchie, durch die „Macht von oben“ eingedämmt und besiegt werden. Das heißt, daß die alte Idee des Bundes von Thron und Altar hier in einer zwar sublimen, kulturell ausgeweiteten Weise dennoch zum Angelpunkt der Weltgeschichte gemacht wird. Indem Ranke vom Christentum eine allgemeine Kulturdiffusion ableitete, meinte er, der Weite und Freiheit der modernen Welt Rechnung zu tragen. Doch indem er Christentum wie Kultur an die „Macht von oben“ band, ergab sich eine scharfe Engführung. Erst recht verschärfte sich diese Engfüh-

rung durch seine kulturprotestantische Ablehnung des Katholizismus seiner Zeit.

Was blieb? Die Gespaltenheit einer deutschen Nation, in der Ranke die katholische Hälfte nicht als gleichwertigen Partner zu sehen vermochte. Die Gegensätzlichkeit von destruktivem, unchristlichem Unten und von christlichem Oben in Staat und Gesellschaft. Schließlich die unauflösbare Bindung christlich-kultureller Werte an Europa – letztlich an ein nichtkatholisches, von oben regiertes Europa. So blieb Ranke zutiefst ein Mann des deutschen 19. Jahrhunderts.

Nach aller einführenden und um Zeitverständnis bemühten Betrachtung, die wir zuvor Ranke zuwandten, mögen diese Schlußbemerkungen zum Thema Christentum überraschend hart geklungen haben. Auch dieses aber – so meine ich – sind wir Rankes Andenken schuldig. Es lohnt sich immer von neuem, mit Ranke durch die Geschichte der europäischen Nationen, durch die bayerische und deutsche Geschichte, durch die Weltgeschichte zu gehen. Es lohnt sich mit großem Gewinn – aber doch unter der Voraussetzung, daß wir sehr genau wissen: Sein Begriff von Weltgeschichte ist nicht mehr der unsere, seine Vorstellungen von der Stellung Deutschlands in Europa und Europas in der Welt sind nicht mehr die unseren. Seine Konzeption des Christentums ist unzugänglich für heutige Nichtchristen, Agnostiker und Christen. Je schärfer die Abgrenzung, desto größer ist der Gewinn in der Wiederbegegnung mit Ranke.

Und was Bayern angeht – Bayerns Geschichte mit Ranke und nach Ranke und mit Deutschland und mit der Welt –, darüber wäre so viel zu sagen, daß ich jetzt rasch aufhöre. Das Ende soll zusehentlich sein. Die Prognose, die der Minister von der Pfordten 1871 bei der Reichsgründung gab – *Finis Bavariae* – hat sich *nicht* erfüllt. Im Gegenteil. Als einziger der alten deutschen Staaten hat Bayern die Katastrophe von 1945 und den Zerfall des deutschen Nationalstaats überlebt. Und da kann man wahrhaftig das große Programm für Bayern wieder ins Gedächtnis rufen, das Ranke 1864 in seiner Gedächtnisrede für König Max II. als dessen Vermächtnis formulierte: Bayerns „geistiges Leben anzuregen, auszubilden, die literarischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Produktionen in Deutschland an seinem Theil zu fördern, eben dadurch aber zur allgemeinen Entwicklung der Welt mitzuwirken, etwas dafür zu thun, daß die Ideale der Menschheit erreicht werden ...“.

Dies Programm für Bayern in Deutschland und in der Welt aus der späteidealistischen Sprache von 1864 in die Sprache und in die demokratische Realität von heute zu übersetzen und umzusetzen – auch daran kann uns das heutige Gedenken an Leopold von Ranke gemahnen!

Leopold von Ranke

Geschichtsschreibung zwischen Wissenschaft und Kunst

von

Rudolf Vierhaus

I.

„WENN ein poetisches Werk geistigen Inhalt und reine Form verbindet, so ist Jedermann befriedigt. Wenn eine gelehrte Arbeit ihren Stoff durchdringt und neu erläutert, so verlangt man nichts weiter. Die Aufgabe des Historikers dagegen ist zugleich literarisch und gelehrt; die Historie ist zugleich Kunst und Wissenschaft. Sie hat alle Forderungen der Kritik und der Gelehrsamkeit so gut zu erfüllen wie etwa eine philologische Arbeit; aber zugleich soll sie dem gebildeten Geiste denselben Genuß gewähren wie die gelungenste literarische Hervorbringung. – Man könnte sich zu der Annahme neigen, als ob die Schönheit der Form sich nur auf Kosten der Wahrheit erreichen lasse. Wäre dies der Fall, so würde die Idee der Verbindung von Wissenschaft und Kunst aufgegeben werden müssen und als falsch zu bezeichnen sein. Ich halte mich jedoch von dem Gegenteil überzeugt und denke, daß das auf die Form gerichtete Bestreben sogar den Eifer der Untersuchung befördert. Denn worauf könnte die Darstellung beruhen als auf lebendiger Kenntnis? Diese aber ist nicht zu erreichen, außer durch tiefe und erschöpfende Forschung. Eine freie und große Form kann nur aus dem mit dem Geiste vollkommen Ergriffenen hervorgehen.“¹⁾

¹⁾ Zitiert – so auch im Folgenden – nach den „Sämtlichen Werken“, Bd. 12 (3. Gesamtausgabe), 5f. – In ähnlicher Formulierung in einer Vorlesungsein-

Trotz ihrer schwebenden, unpräzisen Begrifflichkeit haben diese Sätze als theoretische Aussage Gewicht. Zu lesen sind sie an nur scheinbar versteckter Stelle, nämlich in den Analekten zur „Französischen Geschichte, vornehmlich im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert“, wo Ranke Davilas Geschichte der französischen Bürgerkriege kritisch bespricht. Nur scheinbar – denn seitdem Ranke seinem ersten Buch von 1824, den „Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1514“, die berühmte „Kritik neuerer Geschichtsschreiber“ beigegeben hatte, legte er stets Rechenschaft über benutzte Quellen und Literatur ab, setzte sich kritisch mit der vorhergehenden Historiographie auseinander und reflektierte dabei über das eigene und das Tun der Historiker überhaupt. Verfolgt man diese Reflexion bis zu seiner letzten Arbeit an der „Weltgeschichte“ und zu seinen späten Lebensrückblicken, dann tritt eindrucksvoll hervor, wie sehr sich der akademische Lehrer und Geschichtsforscher Ranke als Geschichtsschreiber verstand. In seinen berühmt gewordenen und Schule machenden Berliner historischen Seminaren las, prüfte und interpretierte er mit den Studenten zumeist mittelalterliche Quellen; er war ein intensiver Archivforscher und Editor, legte eine beträchtliche Zahl gelehrter Abhandlungen vor und versuchte sich auch als Herausgeber einer historisch-politischen Zeitschrift. Seine eigentliche Aufgabe aber – die wichtigste des Historikers! – sah er in der zusammenfassenden gro-

leitung aus den Jahren 1831 oder 1832: „Die Historie unterscheidet sich dadurch von anderen Wissenschaften, daß sie zugleich Kunst ist. Wissenschaft ist sie: indem sie sammelt, findet, durchdringt; Kunst, indem sie das Gefundene, Erkannte wiedergestaltet, darstellt. Andre Wissenschaften begnügen sich, das Gefundene schlechthin als solches aufzuzeichnen: bei der Historie gehört das Vermögen der Wiederhervorbringung dazu. – Als Wissenschaft ist sie der Philosophie, als Kunst der Poesie verwandt. Der Unterschied ist, daß sich Philosophie und Poesie ursprünglich im idealen Element bewegen, während die Historie auf ein reales angewiesen ist... Nicht in Hinsicht des Vermögens, sondern durch den bedingenden, gegebenen, der Empirie unterworfenen Stoff unterscheidet sich die Historie so von der Poesie und Philosophie. Sie ist weder das eine noch das andere; sie fordert aber eine Vereinigung der beiden tätigen Geisteskräfte unter der Bedingung, daß dieselbe vom Idealen hinweg, womit sie sich jetzt befassen, auf das Reale gerichtet würden. Sie verbindet sie beide in einem dritten nur ihr eigentümlichen Element.“ *L. v. Ranke*, Vorlesungseinleitungen. Hrsg. v. Volker Dotterweich u. Walther Peter Fuchs. (Aus Werk und Nachlaß, Bd. IV.) München/Wien 1975, 72.

ßen Darstellung. Bereits zu seinen Lebzeiten ist sein Ruhm in erster Linie der des Geschichtsschreibers, des Verfassers von historiographischen Werken gewesen, die weit über den Kreis des Fachs hinaus das gebildete Publikum erreichten. War eine Voraussetzung dafür das gesteigerte historische Interesse der sich im 19. Jahrhundert sozial erweiternden Leserschaft, so eine andere die darstellerische Qualität dieser Werke – eine Qualität, die nicht nur auf der Gründlichkeit und dem Umfang der in sie eingegangenen Forschung und der Modernität und Differenziertheit der Fragestellung beruhte, sondern auch auf der meisterhaften Komposition der Erzählung und dem Einsatz sprachlicher Mittel – auf der „Kunst“ der Darbietung.

Sieht man die Geschichtsschreibung Rankes zwischen Wissenschaft und Kunst, dann erhebt sich eine Reihe von Fragen, die hier nicht annähernd erschöpfend behandelt werden können. Es müßte sonst weit in die abendländische Tradition zurückgegriffen werden, die zwischen Dichtung und Geschichtsschreibung nicht unterschied; es müßten der Aufbau der Werke Rankes und die Struktur seiner Sprache eingehend analysiert werden; schließlich wäre seine Geschichtsschreibung im Lichte gegenwärtiger Theoriediskussion zu analysieren. Davon kann allenfalls ansatzweise die Rede sein.

II.

In den eingangs zitierten Sätzen stellt Ranke, wie er selber sagt, ein Ideal vor, das unendlich schwer erreicht werden könne. Denn während „gelungene poetische Hervorbringungen“ unsterblich seien, veralteten selbst bedeutende historische Werke. Dennoch aber bleibe „die vornehmste Forderung an ein historisches Werk . . . , daß es wahr sei; daß die Dinge sich so begeben haben, wie sie dargestellt werden“. Das sei nur möglich, wenn die Forschung einen Stand erreicht habe, bei dem sie „der Wahrheit im Ganzen und Großen sicher ist“. Entscheidend für das historiographische Werk sei deshalb das „wissenschaftliche Verdienst“; ihm komme der Vorrang gegenüber dem literarischen zu.³⁾ Wie sein frühes Abrücken von den historischen Romanen Walter Scotts, dann von der Geschichtsphilosophie Hegels, bedeutet Rankes Eintreten für die quellengebundene

³⁾ Ebd. 6.

forschende Behandlung der Geschichte und die wissenschaftlich kontrollierte, um Objektivität bemühte Geschichtsschreibung dennoch keine Absage an literarische Darstellung und philosophische Betrachtung. Er erkannte, daß diese Möglichkeiten besaßen, die einerseits über diejenigen der Geschichtswissenschaft hinausgehen, andererseits hinter ihnen zurückbleiben. „Denn darin liegt ein Vorteil der poetischen Darstellung“, bemerkte er bei der Erörterung des Anteils Maria Stuarts an der Ermordung Darnleys, „daß sie auch eine minder begründete Überlieferung annehmen und derselben folgend die Tiefen des Gemüts erschließen kann, jene Abgründe, in denen die Stürme der Leidenschaft toben und die Handlungen geboren werden, welche den Gesetzen und der Sittlichkeit Hohn sprechen und doch in der Menschenseele tiefe Wurzeln haben. Die Informationen, auf welche eine historische Darstellung angewiesen ist, reichen nicht so weit.“³⁾

Damit wollte Ranke gewiß nicht sagen, der Historiker dürfe über die expliziten Aussagen der auf ihre Echtheit geprüften Quellen nicht hinausgehen. Seine Geschichtsschreibung ist stets mehr und anderes gewesen als Quellenreferat, Chronik überlieferter Ereignisse und Tatsachenbericht, nämlich historische Darstellung, deren Aufgabe im Aufweis von Zusammenhängen in der Zeit, also von Kontinuitäten, und von Zusammenhängen im geographischen und sozialen Raum, also des Allgemeinen mit dem Besonderen, besteht. Die Wahrnehmung der „großen Kombinationen, die in den Dingen liegen“⁴⁾, die Herausarbeitung des „Zusammenhangs des Ganzen“, das Bemühen, „die Dinge zugleich in dem Grunde ihres Daseins und in der Fülle ihrer eigentümlichen Erscheinung zu begreifen“⁵⁾, den „Connex“ des einzelnen „mit den allgemeinen Verhältnissen, die aus diesen entspringende Notwendigkeit, die in den Dingen“ liegt⁶⁾, deutlich zu machen – alles dies Rankesche Formulierungen! –, ist die narrative Leistung des Historikers, die aus historischen Fakten Geschichte macht und über die „Richtigkeit“ der Tatsachenzusammenstellung hinaus historische „Wahrheit“ evident

³⁾ Englische Geschichte, Bd. 1: Sämtl. Werke, Bd. 14, 267.

⁴⁾ Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, Bd. 4: Sämtl. Werke, Bd. 4, 46.

⁵⁾ Die Osmanen und die Spanische Monarchie im 16. und 17. Jahrhundert: Sämtl. Werke, Bd. 35/36, 89.

⁶⁾ Zur eigenen Lebensgeschichte. Hrsg. v. Alfred Dove: Sämtl. Werke, Bd. 53/54, 599.

zu machen sucht. Geschichtsschreibung, sofern sie wissenschaftlich ernstgenommen werden will, beruht auf Forschung, sie ist aber auch literarische Darstellung. Muß man sie deshalb nach den Maßstäben wissenschaftlicher Logik als unwissenschaftlich, allenfalls vorwissenschaftlich bezeichnen? Oder sind solche Kriterien im Hinblick auf die Geschichtsschreibung unangemessen?

III.

Wenige Jahre bevor Ranke sein erstes Buch veröffentlichte, hatte Wilhelm von Humboldt der Berliner Akademie seine Abhandlung „Über die Aufgabe des Geschichtsschreibers“ vorgelegt, die 1822 gedruckt erschien. In ihr versuchte er zu entwickeln, „wie es eigentlich keine historische Wahrheit in Erzählung weder einer einzelnen Tatsache, noch eines Zusammenhanges von Begebenheiten gibt, wenn man nicht bis zu der unsichtbaren Idee hinabsteigt, die sich in jedem Geschehen offenbart. Ich habe darin“, so schrieb er an Karl Theodor Welcker, „die Geschichte mit der Kunst verglichen, die auch nicht sowohl Nachahmung der Gestalt, als Versinnlichung der in der Gestalt ruhenden Idee ist.“⁷⁾ Und gegenüber Goethe bekannte er, daß ihn bei der Niederschrift ein Wort Schillers angeregt habe: Der Geschichtsschreiber verfare wie der Dichter, der, wenn er den Stoff in sich aufgenommen habe, ihn ganz aus sich heraus neu schaffen müsse.⁸⁾ Historische Tatsachen sind für Humboldt „notwendige Grundlage der Geschichte, der Stoff zu derselben, aber nicht die Geschichte selbst“. Diese werde erst erkennbar, wenn der Geschichtsschreiber die innere Wahrheit des Geschehens sichtbar macht, die in ihrem ursächlichen Zusammenhang gegründet ist. Indem der Geschichtsschreiber etwas hinzufüge, was nicht in den Tatsachen selber ist, sei er schöpferisch tätig, „zwar nicht indem er hervorbringt, was nicht vorhanden ist, aber indem er aus eigener Kraft bildet, was er, wie es wirklich ist, nicht mit bloßer Empfänglichkeit wahrnehmen konnte. Auf verschiedene Weise, aber ebensowohl, als der Dichter, muß er das zerstreut Gesammelte in sich zu einem Ganzen verarbeiten.“⁹⁾

⁷⁾ Hier zit. nach *Wilhelm von Humboldt*, Werke in fünf Bänden. Hrsg. v. Andreas Flitner u. Klaus Giel. Bd. V. Darmstadt 1981, 362 (Kommentar zu „Über die Aufgabe des Geschichtsschreibers“).

⁸⁾ Ebd. 362 f.

⁹⁾ In derselben Ausgabe Bd. I, Darmstadt 1960, 586.

Nun ist die Herstellung eines Textes, der den Zusammenhang historischen Geschehens plausibel, erklärend verstehbar macht, zweifellos das Grundproblem historischer Darstellung. „Der Geschichtsschreiber, der dieses Namens würdig ist“, heißt es bei Humboldt, „muß jede Begebenheit als Teil eines Ganzen, oder, was dasselbe ist, an jeder die Form der Geschichte überhaupt darstellen.“ Und weiter: „Er muß das Notwendige vom Zufälligen trennen, die innere Folge aufdecken, die wahrhaft wirkenden Kräfte sichtbar machen, um seiner Darstellung die Gestalt zu geben, auf der . . . ihre Wahrheit und Treue beruht.“¹⁰⁾

Sechs Jahrzehnte später, 1882, schrieb Ranke an Edwin von Manteuffel: „Mitten in den zufälligen Verwirrungen des Tages läßt sich doch der große Gang der Dinge wahrnehmen; die großen Verhältnisse machen die Menschen. – Indem ich das schreibe, werde ich mir bewußt, daß ich die Scheidung des Zufälligen, Vorübergehenden von dem Bleibenden in der ‚Weltgeschichte‘ durchzuführen versuche.“¹¹⁾ Sicher beruft sich der Schreiber hier nicht auf Humboldt; offensichtlich aber ist die Übereinstimmung in der Überzeugung, daß Geschichtsschreibung eine schöpferische Arbeit sei: die nachahmende Darstellung der Wirklichkeit, deren Wahrheit der Historiker auf ähnlichem Wege suchen muß wie der Künstler, nämlich im Vordringen von den einzelnen Begebenheiten zur Erkenntnis ihres Zusammenhanges. Dazu ist es nötig, daß das Erkenntnisstreben des Historikers „von Ideen geleitet“ ist, die nicht willkürlich in die Geschichte hineingetragen werden, sondern aus ihr hervorgehen und im Geiste des Betrachters sich bilden, wenn er sich mit „echt historischem Sinn“ in sie vertieft.

An dieser idealistischen Konzeption hat Ranke festgehalten, wengleich er, anders als Humboldt, keine nachweisbare weltgeschichtliche Teleologie kannte und nicht die Realisierung einer Menschheitsidee in der Geschichte, allenfalls ein erahnbares Walten Gottes in ihr unterstellte. In einzelnen Persönlichkeiten, in Völkern, Staaten und Nationen, in Religionen und Kunstwerken, in Zeittendenzen und Entwicklungsprozessen sah er in den verschiedenen Epochen und Gesellschaften in unterschiedlicher Weise Ideen in Erscheinung treten, die ihnen das Gepräge gaben. Sie in dem span-

¹⁰⁾ Ebd. 590.

¹¹⁾ Am 29. 11. 1882; *L. v. Ranke, Neue Briefe*. Bearb. v. Bernhard Hoefl, hrsg. v. Hans Herzfeld. Hamburg 1949, 706.

nungsvollen Mit- und Ineinander des Besonderen und des Allgemeinen wirksam zu erkennen – Ranke gebraucht diese Formel in vielen Variationen! –, und sie darstellend als geschichtliche Wirklichkeit zu zeigen, „sichtbar“ zu machen – Ranke bemüht immer wieder Verben des Sehens! –, ist die Aufgabe des Geschichtsschreibers. Er bringt in seiner Darstellung das mit ideengeleitetem Auge „Gesehene“ und Verstandene gleichsam ins Bild, indem er es mit den Mitteln der Sprache dem Leser so vorstellt, daß sich diesem vergangene Wirklichkeit vergegenwärtigt.

Gelegentlich hat Ranke die Aufgabe der „historischen Wissenschaft und Darstellung“ anspruchsvoll als „Amt“ bezeichnet und dieses – nicht in jugendlichem Überschwang, sondern in hohem Alter – mit dem priesterlichen verglichen. „Der Historiker ist dazu da, den Sinn jeder Epoche an und für sich selbst zu verstehen und verstehen zu lehren.“ Er selber nehme eine „göttliche Ordnung der Dinge“ an, die „nicht geradezu nachzuweisen, aber doch zu ahnen“ sei; sie manifestiere sich in der „Aufeinanderfolge der Zeiten“, in der der Historiker Menschen und Ereignisse zu erfassen habe. Damit trete „die historische Methode ... in unmittelbaren Bezug zu den höchsten Fragen des menschlichen Geschlechts“. ¹²⁾

IV.

Von der „Kunst der Geschichtsschreibung“ ¹³⁾ konnte Leopold Ranke auch in einem pragmatischen Sinne sprechen. Er meinte dann das Geschäft der synthetischen historischen Darstellung, oder nüchterner und moderner formuliert: die Herstellung einer Erzählung, die historische Fakten in deutenden Zusammenhang setzt und für die es, über umfassende Kenntnisse und hochentwickelte Erklärungsmethoden hinaus, der moralischen Anstrengung und ästhetischen Sensibilität des Historikers bedarf. Bei aller Unterstreichung des Wissenschaftscharakters der Geschichtsschreibung gegenüber der philosophischen Konstruktion der Geschichte und der poeti-

¹²⁾ An Otto v. Ranke, 25. 5. 1873. – *L. v. Ranke*, Das Briefwerk. Hrsg. v. Walther Peter Fuchs. Hamburg 1949, 518f.

¹³⁾ Diese Formulierung u. a. in Rankes Rede zur Eröffnung der XII. Plenarversammlung der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften am 27. 9. 1871, in: *Abhandlungen und Versuche*. Neue Sammlung. Hrsg. v. Alfred Dove u. Theodor Wiedemann: *Sämtl. Werke*, Bd. 51/52, 574.

schen Bearbeitung geschichtlicher Stoffe hat Ranke die historische Darstellung doch immer auch als Literatur verstanden, als Sprachkunstwerk, das vom Autor nach literarischen Kategorien zu gestalten ist. Als solches gehorcht es den Regeln der Grammatik; es ist geprägt vom Geist einer Sprache und den Bildungs- und Kulturstandards einer Epoche. So ist ein Werk der Geschichtsschreibung nicht nur Darstellung vergangener Wirklichkeit, so weit diese erforscht ist, sondern auch Dokument für die gesellschaftliche und politische Kultur, für das Wissen und die Interessen der Schreibenden und des von ihnen angesprochenen Publikums. Deshalb hat Ranke die älteren Geschichtsschreiber mit methodischer Kritik daraufhin befragt, was sie wissen konnten, über welche Informationen sie verfügten und mit welcher Absicht sie schrieben; zugleich hat er in ihren Werken den „Geist“ ihrer Zeit zu fassen gesucht. Gehörten sie doch für ihn zu den Dokumenten, aus denen, wie aus den Werken der Kunst und der Poesie, die „Bewegung des Geistes“ einer Epoche und einer Nation zu erfahren ist.

Ranke kannte noch einen umgreifenden Literaturbegriff, der auch die Geschichtsschreibung mit einschloß. Damit stand er in einer Tradition, die weit über die Renaissance zurückreichte, als man unter Philosophen und Rhetorikern, nicht unter Historikern, begann, über Gemeinsamkeiten und Unterschiede der poetica und historica als Untergliederung der grammatica zu rasonieren.¹⁴⁾ An deutschen Universitäten wie auch an den Jesuitengymnasien blieb die Einheit von Geschichtsschreibung und Dichtung lange dadurch präsent, daß die Universalgeschichte von dem Professor der Rhetorik gelesen wurde.¹⁵⁾ Im 18. Jahrhundert setzte dann der Aufstieg der Geschichtswissenschaft von einer Hilfswissenschaft für die Theologie und die Jurisprudenz zum eigenständigen und bald expandierenden, zunehmend „professionalisierten“ Fach ein. Daß die zuerst in Göttingen entwickelte Konzeption einer pragmatischen Geschichtswissenschaft¹⁶⁾ freilich keine Umsetzung in literarisch be-

¹⁴⁾ Vgl. dazu *Klaus Heitmann*, Das Verhältnis von Dichtung und Geschichtsschreibung in älterer Theorie, in: AKG 52, 1970, 244–279.

¹⁵⁾ Dazu *Emil Clemens Scherer*, Geschichte und Kirchengeschichte an den deutschen Universitäten. Ihre Anfänge im Zeitalter des Humanismus und ihre Ausbildung zu selbständigen Disziplinen. Freiburg 1927; *Josef Engel*, Die deutschen Universitäten und die Geschichtswissenschaft, in: HZ 189, 1959, 223–378.

¹⁶⁾ Dazu vor allem *Peter Hanns Reill*, The German Enlightenment and the Rise of Historicism. Berkeley 1975.

friedigende Geschichtsschreibung gefunden hat, ist als einer der wichtigsten Gründe dafür anzusehen, daß die Werke der deutschen Aufklärungshistorie hinter denen des sogenannten „Historismus“ gleichsam versunken sind, obwohl ihre Verfasser – und nicht erst die Männer der „Historischen Schule“ – über das methodische Werkzeug wissenschaftlicher Geschichtsforschung und über rationale Theorien historischer Darstellung geboten. Die Entwicklung einer deutschen Literatursprache, die gesteigerten literarischen Ansprüche der Leser und der neue Bedarf an philosophischer Weltdeutung wirkten sich nach 1800 zunehmend auch auf die Wissenschaft aus, insbesondere auf jene Disziplinen, die als historische, später als Geisteswissenschaften bezeichnet wurden. Um Geschichte in ihrer Einheit als Menschheitsgeschichte und in ihrer unerschöpflichen Vielfalt individueller Erscheinungen und Ausprägungen anschaulich vorzustellen, bemühten sich nun die Geschichtsschreiber um eine Darstellung, die die historische Tatsacheninformation und Zusammenhangsanalyse in einem literarisch gestalteten Erzählzusammenhang aufhebt und den Leser zu einem miterlebenden Betrachter des geschichtlichen Geschehens macht – einem Zusammenhang, der nicht mehr Chronik, sondern gedeutete Geschichte ist.

Geschichtsschreibung, die solches anstrebt, ist nicht allein nach wissenschaftlichen, sondern auch nach ästhetischen und rhetorischen Kategorien zu beurteilen. Sie bedient sich umgangssprachlicher und literarisch-künstlerischer Mittel, um die methodisch erarbeiteten Ergebnisse der Forschung gegenwärtigen Lesern vorzuführen und verstehbar zu machen. Dazu gehöre, notierte Ranke nicht ohne Selbstbewußtsein, dreierlei: „Gesunder Menschenverstand, Mut und Redlichkeit. Der erste, um eine Sache einzusehen; der zweite, um vor den Resultaten nicht zu erschrecken; die dritte, um sich nicht selber etwas vorzumachen. So daß die einfachsten moralischen Eigenschaften auch die Wissenschaft und Kunst beherrschen“.¹⁷⁾ Es gehöre ferner dazu die darstellerische Fähigkeit, die dem historiographischen Werk über seine Zuverlässigkeit hinaus die Überzeugungskraft gibt, die aus dem Eindruck entsteht, daß gründliche Forschung, intensives Nachdenken und Kraft der Gestaltung sich vollständig durchdrungen haben. Bis in das 20. Jahrhundert hinein hat, wenn auch unter mancherlei Abflachung, die philoso-

¹⁷⁾ Tagebuchaufzeichnung aus der Zeit zwischen 1831 und 1849: Sämtl. Werke, Bd. 53/54, 571.

phisch und ästhetisch durchformte Sprache der Klassik und Romantik den deutschen Historikern als Medium ihrer Darstellung des „real-geistigen“ (Ranke) Prozesses der Geschichte gedient. War nicht überhaupt der sogenannte „Historismus“ stärker durch diese bedeutungsbeladene Sprache und die nicht zuletzt durch Ranke gesetzten Darstellungsmaßstäbe bestimmt als durch eine konservative Geschichtsideologie?

Die große erzählende Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts versuchte, strenger wissenschaftlich zu sein als ihre Vorläufer und zugleich als Literatur das gebildete Publikum zu erreichen. Sie beanspruchte, anders als Geschichtsphilosophie und Geschichtsdichtung, eine auf Quellen gegründete, objektive Darstellung geschichtlicher Wirklichkeit zu geben, und sie setzte sich damit weitgehend, vor allem im Bildungswesen durch. Geschichte trat an die Stelle der Philosophie, versprach sie doch, durch die Aufdeckung der historischen Wahrheit Gegenwart erklären zu können. Werke der Geschichtsschreibung rückten zunehmend in die Bücherschränke des gebildeten Publikums ein; Geschichte wurde zur „Bildungsmacht“.¹⁸⁾

VI.

Eine frühe Tagebuchnotiz Leopold Rankes, vermutlich aus den Jahren 1816/17, also vor Humboldts Akademieabhandlung, lautet: „Man könnte die Verschiedenheit der Poesie und Philosophie darin setzen, daß jene das Unendliche durch das Endliche, diese das Endliche durch das Unendliche – jene darzustellen, diese zu erklären strebt. Das Mittelglied würde eine ideale Historie sein, welche das Unendliche in der Endlichkeit darstellt, wie es sich als Idee und im ganzen ergeben, aufsuchte und uns vor Augen und Gemüt brächte.“ Da es eine solche Historie noch nicht gebe, habe man sich bisher mit Surrogaten, der Chronik und dem Roman, begnügt. Würde jedoch jene „ideale“ Historie geschrieben, dann griffe jeder „wirklich Gebildete“ zu ihr.¹⁹⁾ Ein halbes Jahrhundert später, als

¹⁸⁾ Ich greife hier eine Formulierung *Gerhard Ritters* auf (Geschichte als Bildungsmacht. Ein Beitrag zur historisch-politischen Neubesinnung. Stuttgart 1946), die auch dann ihre Prägnanz behält, wenn man der Argumentation Ritters nicht folgt.

¹⁹⁾ *L. v. Ranke*, Tagebücher. Hrsg. v. Walther Peter Fuchs. (Aus Werk und Nachlaß, Bd. 1.) München/Wien 1964, 233 f.

seine eigenen Werke neue Maßstäbe der Historiographie gesetzt hatten, klang derselbe Gedanke nüchterner: „Kritisches Studium der echten Quellen; unparteiische Auffassung; objektive Darstellung; – das Ziel ist die Vergegenwärtigung der vollen Wahrheit. – Ich stelle da ein Ideal auf, von dem man sagen wird, es sei nicht zu realisieren. So verhält es sich nun einmal: die Idee ist unermesslich, die Leistung ihrer Natur nach beschränkt. Glücklich, wenn man den richtigen Weg einschlug und zu einem Resultat gelangte, das vor der weiteren Forschung und Kritik bestehen kann.“²⁰⁾

Konnte der schnell zu internationalem Ansehen aufgestiegene Geschichtsschreiber Leopold Ranke bestehen? Von der methodisch wegweisenden, darstellerisch allerdings wenig gelungenen 1. Auflage der „Geschichten der romanischen und germanischen Völker“ über die erstaunlichen „Römischen Päpste“, die „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation“, mit der die moderne Reformationshistoriographie begann, über die „Preußische“, die in der Form klassische „Französische“ und die „Englische Geschichte“ – jeweils mit dem Schwerpunkt auf dem Prozeß der Staatsbildung im 16., 17. und 18. Jahrhundert – bis hin zur „Weltgeschichte“, die er im hohen Alter von 85 Jahren begann und fast blind diktierte – ein eindrucksvolles, wenngleich in jeder Hinsicht verspätetes Werk, das doch insofern sinnvoll am Ende seines Lebens stand, als er eigentlich nie etwas anderes zu schreiben beabsichtigte als Universalgeschichte –, war Ranke, nicht nur im deutschen Urteil, zur Verkörperung des Geschichtsschreibers schlechthin geworden. Er hatte, vor allem mit seinen Arbeiten zur Geschichte Serbiens und des Mittelmeerraums, Gebiete betreten, auf denen sich kaum Nachfolger einstellten; und er hatte bei der Behandlung großer Persönlichkeiten in der Geschichte Beispiele für die Einbindung des Individuellen in den allgemeinen Zusammenhang von Zeit und Gesellschaft gegeben. Die meisten seiner großen Werke erreichten wiederholte Auflagen; schon 1867 begann eine Gesamtausgabe zu erscheinen, die 1890 in 54 Bänden vorlag – ohne die „Weltgeschichte“. 1926 setzte die historisch-kritische Gesamtausgabe der Deutschen Akademie ein, die infolge widriger Zeitumstände ein Torso geblieben und auch nach 1945 nicht wieder aufgenommen worden ist.

²⁰⁾ Aus dem Vorwort zu den „Analekten“ im 8. Bd. der „Englischen Geschichte“: Sämtl. Werke, Bd. 21, 114.

Selbstverständlich ist die Forschung über Ranke hinausgegangen; Kritik setzte, bei allem Respekt, schon früh ein; an seiner Methode, seinen Grundanschauungen und Wertungen, die ihre Prägung im vornationalstaatlichen, vordemokratischen und vorindustriellen Deutschland erfahren hatten, und auch an seiner Darstellung. Hier sei nur das zugleich anerkennende und kritische Urteil des Grafen Paul Yorck von Wartenburg wenige Monate nach Rankes Tod erwähnt. Ranke sei Ästhetiker; selbst seine kritischen Grundsätze seien „okularer“ Natur gewesen; er „sehe“ die Geschichte als Fluktuationsprozeß von Gestalt annehmenden Kräften, mache sie aber nicht wirklich lebendig. Als romantischer Zauberer bringe er die Geschichte auf die Bühne, verschleierte aber dabei ihre Wahrheit, und da nur das Politische „dramatisch“ sei, beschränke er sich darauf.²¹⁾

Solche Kritik könnte gegenüber historiographischen Werken von literarischer Qualität skeptisch machen. Beruht ihre Wirkung nicht oft mehr auf rhetorischer Kunst als auf wissenschaftlicher Beweisführung? Hayden White hat vor kurzem darauf aufmerksam gemacht, daß ein historischer Text neben dem empirischen Inhalt und der Logik der Argumentation eine dritte Dimension besitze, die nicht weniger als die beiden anderen zu dem Erfolg beitragen, mit denen er Geschichte erklärt, nämlich die rhetorische Fähigkeit des Verfassers. Diese Feststellung hat White u. a. an Leopold Ranke exemplifiziert und gezeigt, wie seine „Geschichtserzählung“ durch ihre „figurative Kohärenz“ eine erklärende Wirkung besitzt, die nicht allein auf der Richtigkeit im Faktischen und auf der formalen Logik der Beweisführung, sondern auch auf der Rhetorik beruht.²²⁾ Kein Zweifel, daß die rhetorischen Strategien der Erzählung zeitbedingt, von individueller Bildung und ideologischen Vorannahmen bestimmt sind; die Qualität der Darstellung, die schriftstellerische Kunst des Autors aber kann einem Werk der Geschichtsschreibung

²¹⁾ Briefwechsel zwischen Wilhelm Dilthey und dem Grafen Paul Yorck v. Wartenburg 1877–1897. Hrsg. v. *Sigrid v. d. Schulenburg*. (Philosophie und Geisteswissenschaften, Buchreihe Bd. 1.) Halle 1923, 59f.

²²⁾ *Hayden White*, *Metahistory. The Historical Imagination in Nineteenth-Century Europe*. Baltimore/London 1973, v. a. 163ff.; auch *ders.*, *The Historical Text as Literary Artefact, and Historicism, History, and the Figurative Imagination*, beide in: *ders.*, *Topics of Discourse. Essays in Cultural Criticism*. Baltimore/London 1982, 80ff.

auch dann noch Bedeutung und Aussagekraft verleihen, wenn es nicht mehr den neuesten Stand der Kenntnisse repräsentiert und seine Ergebnisse nicht mehr den Erkenntnisinteressen und Fragestellungen der Gegenwart entsprechen.

Der kongeniale Herausgeber der historisch-kritischen Ausgabe von Rankes „Reformationsgeschichte“, der Münchener Historiker Paul Joachimsen, hat in seiner Einleitung neben der Entstehungsgeschichte und dem Aufbau des Buches seinen Charakter als „Kunstwerk“ behandelt. Das künstlerische Mittel, mit dem Ranke den heterogenen und diffusen historischen Stoff bearbeitet, die gewaltige Menge verschiedenartiger Quellen bewältigt habe, sei – eine glückliche Formulierung! – die „Verlebendigung des Moments“.²³⁾ Jeder Leser Rankes kennt jene Stellen, an denen der Autor den Fluß des erzählten Geschehens gleichsam anhält, um an einem historisch folgenreichen Ereignis und in der Charakterisierung einer bedeutsamen Person im historischen Moment ihres wirkungsmächtigen Handelns den Zusammenhang des Besonderen mit dem Allgemeinen, das Zur-Wirkung-Kommen der Ideen und großen Tendenzen in der historischen Realität deutlich zu machen. Es sind dies die Stellen, an denen die den historischen Prozeß bestimmenden Kräfte und Bedingungen in der Dynamik ihres Ineinandergreifens vorgeführt werden. Komplementär dazu sind jene anderen Stellen, in denen der Geschichtsschreiber sich zu „allgemeiner Betrachtung“ erhebt, eine Regel des geschichtlichen Lebens formuliert, ein Element in der Natur des Menschen benennt, eine Entwicklungslinie in die Zukunft verlängert, stets in vorsichtiger Formulierung – „ich glaube mich nicht zu täuschen“ –, und doch stets mit der Absicht, ein sinn- andeutendes, die Erzählung steuerndes, den Leser orientierendes Signal zu geben.

Muß man Rankes historiographische Werke also stets auch als literarische Darstellungen lesen, um ihren Rang voll würdigen zu können, so sind sie neben der wissenschaftlichen Kritik auch dem Urteil des literarischen Geschmacks unterworfen, der sich seit Rankes Zeiten tiefgreifend gewandelt hat. Sie haben jedoch zu ihrer Zeit Maßstäbe gesetzt, an denen sich Zeitgenossen und Nachfolger auch noch in der Ablehnung orientiert haben. Ich denke, man darf für

²³⁾ L. v. Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. (Histor.-krit. Ausgabe, Rh. 1, Werk 7.) Hrsg. v. Paul Joachimsen. 1926, hier zit. nach dem Neudruck, Meersburg/Leipzig 1933, LV.

Leopold Rankes bedeutendere Werke in Anspruch nehmen, was er 1862 vor der Historischen Kommission über Karl Friedrich von Savigny gesagt hat: „Das Verdienst großer Werke beruht darauf, daß sie auf neue Bahnen weisen, und sie selbständig und mit Erfolg einschlagen... Es ist das Zusammentreffen der allgemeinen Studien und des persönlichen, einzelnen Genius, der sich in denselben darstellt. Mit einer vermeintlichen Intuition wäre nichts getan, wenn nicht der Genius in wahrheitsuchender Beschäftigung mit dem Gegenstand erstarkt und desselben Meister geworden ist. Dann verdient auch das Rücksicht, was als Überzeugung ausgesprochen wird, wenn es auch nicht vollkommen bewiesen wäre. Durch den Antrieb, den es den Studien der Mitforschenden gibt, übt es einen ins Unermeßliche wirkenden Einfluß aus; denn eine Ader der Wahrheit, wenn auch nicht eine vollkommene, wird es immer anschlagen.“²⁴⁾

²⁴⁾ Sämtl. Werke, Bd. 51/52, 497.